

(Nachdruck verboten.)

14]

Pelle der Eroberer.

— Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

Die Lust zum Essen stieg in Lasse auf, so nach und nach stahl er sich aus dem Kloben heraus. „Du sitzt ja allein da,“ sagte er und setzte sich in Nachtmütze und Unterhose an den Tisch; er hatte sich eine gestrickte Nachtmütze zugelegt, der Bispfel fiel flott auf das eine Ohr herab. Wie ein richtiger, alter Bauer sah er aus, wie einer mit Geld im Bettstroh. Und Karna, die hin und her ging, während die Männer aßen, hatte einen rundlichen, fettigen Bauch. Ein großes Brotmesser war in ihrer Hand. Sie sah so vertrauenerweckend aus wie nur irgendeine Bauersfrau.

Auf der Bettbank wurde ein Lager für Pelle bereitet. Er löschte die Unschlittkerze aus, ehe er sich auskleidete, und die Unterkleider steckte er unter das Kopfkissen.

Er erwachte spät, die Sonne hatte den östlichen Himmel bereits verlassen. Der lieblichste Kaffeeduft erfüllte die Stube. Pelle richtete sich hastig auf, um in die Kleider zu kommen, ehe Karna hereinkam und seine Verfassung sah; er griff unter das Kopfkissen, das Hemd war nicht mehr da! Und auf dem Stuhl lagen seine Strümpfe und waren gestopft.

Als Karna hereinkam, lag er unbeweglich und verschlossen in Trost da; er antwortete nicht auf ihren Morgengruß und verwandte kein Auge vom Wandschrank. Sie sollte nicht so in seinen Sachen herum schnuppern.

„Ich hab' dein Hemd genommen und gewaschen,“ sagte sie ruhig. „Aber Du sollst es zu heute Abend wieder haben. Am Ende ziehst Du das solange an.“ Sie legte ihm eins von Lasses Hemden auf das Oberbett.

Pelle lag eine Weile da, als habe er nichts gehört, dann richtete er sich verdrossen auf und zog das Hemd an. — „Na, bleib Du man liegen, bis Du Kaffee getrunken hast,“ sagte Karna, als er aufstehen wollte und richtete auf einem Stuhl für ihn an. Und dann bekam Pelle Kaffee ins Bett, wie er geträumt hatte, daß es geschehen würde, wenn Vater Lasse sich wieder verheiratete; und das Böse mußte weichen. Aber die Schande fuhr fort, in ihm zu brennen und machte ihn wortkarg.

Am Vormittag gingen Lasse und Pelle aus und besahen das Gut.

„Es ist wohl am besten, wenn wir erst mal rund herum gehen, damit Du Dir klar darüber bist, wo die Grenzscheide ist!“ sagte Lasse, der wußte, daß die Ausdehnung den Ausschlag geben mußte. Es war eine Wanderung durch Heidekraut und Ranken und Dornen, in Moor hinein und um steile Felswände herum. Es währte mehrere Stunden, bis sie ihre Kunde beendet hatten.

„Das ist doch ein schrecklich großes Gehöft,“ sagte Pelle immer wieder.

Und Lasse antwortete stolz: „Ja, hier sind über fünfzig Tonnen Land; wenn es man bloß bewirtschaftet war.“

Es lag als Urboden da, überwuchert mit Heidekraut und Wacholdergestrüpp, durch das sich Brombeeren und Geißblatt schlängeln. Mitten in den lotrechten Wänden der Felsen hingen die Esche und der wilde Kirschbaum, sie klammerten sich mit den Wurzeln, die verkrüppelten Händen gleichen, an die kahle Wand an. Wilder Apfel, Schlehe und wilde Rose bildeten undurchdringliche Gestrüppe, die bereits die Spuren von Lasses Art trugen. Und mitten in der Leppigkeit schob der Grundfelsen seine ernste Stirn vor, oder kam der Oberfläche so nahe, daß die Sonne den Pflanzenwuchs absengte.

„Das ist ein richtiges kleines Paradies,“ sagte Lasse, „man kann den Fuß beinahe nicht hinsetzen, ohne Beeren zu zertreten. Aber urbar gemacht werden muß es ja, wenn man hier existieren will.“

„Ob der Boden nicht recht mäßig ist?“ meinte Pelle.

„Mäßig — wenn all das gedeihen und blühen kann?“ Lasse zeigte vor sich hin, wo selbstgeäte Espen und Birken standen und lustig das blanke Raub im Winde hin und her bewegten. „Nein, aber es wird eine verdammt saure Arbeit werden, es soweit zu bringen, daß man es bestellen kann; ich bereu' es jetzt, daß Du nicht zu Haus bist.“

Lasse hatte mehrmals dieselbe Anspielung gemacht, aber Pelle überhörte es. Dies hier war denn doch nicht, was er sich gedacht hatte; er empfand kein Verlangen, auf diese Art den Hofbesitzersohn zu Hause zu spielen.

„Es kann schwer genug werden, hier das tägliche Brot rauszuwirtschaften,“ sagte er erstaunlich altklug.

„Ach, das tägliche Brot hier herauszuwirtschaften wird wohl nicht so schwer werden, wenn es auch nicht alle Tage Festtagessen wird,“ entgegnete Lasse gekränkt. „Und hier kann man doch den Rücken gerade halten, ohne, daß gleich ein Berwalter kläffend ankommt; selbst wenn ich mich hier auch tot arbeiten sollt', bin ich doch aus der Sklaverei raus. Und dann mußt Du auch nicht die Freude vergessen, die es ist, wenn man den Boden von Tag zu Tag unter seine Gewalt kommen und was hergeben sieht, statt daß er nutzlos daliegt. Das ist doch wohl die vornehmste Aufgabe des Menschen, sich die Erde untertan und fruchtbar zu machen, ich kann mir nichts Besseres denken! Aber Du hast da in der Stadt wohl den Erdtrieb eingebüßt?“

Pelle antwortete nicht. Aber wenn das etwas Schönes und Großes sein sollte, sich auf einem Stück Heide-land zu Tode zu arbeiten, nur damit da einmal etwas anderes würde wachsen können, so war er froh, daß er diesen Erdtrieb nicht besaß.

„Mein Vater und auch dem sein Vater und alle, die ich von unserer Familie gekannt habe, wir haben das all' in uns gehabt, daß wir die Erde verbessern müßten, ohne nach unserer eigenen Behaglichkeit zu fragen. Aber es ist gewiß keinem von ihnen in den Sinn gekommen, daß wir einmal böse Worte darüber hören sollten, noch dazu von einem von unserer eigenen Leuten.“ Lasse sprach mit abgewandtem Gesicht, so wie Gott der Herr, wenn er zornig auf sein Volk war; und Pelle hatte ein Gefühl, als sei er ein häßlicher Wechselbalg, der dem Allerschlimmsten nachartete. Aber nachgeben wollte er trotzdem nicht.

„Ich würd' wohl gar nicht dazu taugen, hier herum zu gehen,“ sagte er entschuldigend und sah in die Richtung nach dem Meer hin. „Ich glaub' es nicht.“

„Nein, Du hast Dich ja von allem losgesagt, Du,“ entgegnete Lasse bitter. „Aber am Ende bereust Du das noch einmal, das Leben da draußen in der Fremde ist wohl auch nicht lauter Herrlichkeit und Freude.“

Pelle antwortete nicht; er war in diesem Augenblick zu sehr Mann, um das eine Wort das andere nehmen zu lassen. Er verhielt sich prüfend und sie wateten schweigend weiter. „Ja, ein Rittergut ist es natürlich nicht,“ sagte Lasse plötzlich, um der weiteren Kritik den Stachel zu nehmen. Pelle schwieg nur.

Um das Haus herum war der Boden bestellt, und im Umkreis um das bestellte Land verriet die Oberfläche des kräftigen Heidekrautes eine verschwindende Andeutung von Ackerriiden und Furchen. „Das ist wohl einmal Kornfeld gewesen,“ meinte Pelle.

„Na, daß Du das auch gleich raus hast! rief Lasse halb höhrend, halb in Bewunderung aus: „Ein verteufeltes Auge, wahrhaftig, ich hätt gewiß nichts Besonderes an dem Heidekraut entdeckt, wenn ich es nicht gewußt hätt'. Ja, das ist unter Kultur gewesen, aber die Heide hat es wieder zuriickerobert! Das war unter meinem Vorgänger, der nahm sich mehr vor, als er überkommen konnt', und dann brach er dabei zusammen. Aber hier sollst Du mal sehen, daß es was hergeben kann!“ Lasse zeigte auf ein Stück Roggen, von dem Pelle anerkennen mußte, daß es wirklich gut aussah.

Aber durch die Acker in ihrer ganzen Länge liefen hohe Klämme von aufgebrochenen Steinen hindurch und erzählten ihm, welch eine fürchterliche Arbeit dieser Boden erforderte, um in Kultur zu kommen. Dort hinter dem Roggen lag frisch aufgebrochenes Land, das sah aus wie gestautes Eis, der Pflug war durch lauter Broden gewandert. Pelle sah das Ganze und wurde traurig, wenn er an den Vater dachte.

Lasse selbst war unberzagt. „So ist es, Du, es gehören zwei dazu, um den Pflug zu halten. Karna hat ja solche guten Kräfte, und doch ist es, als wenn einem die Arme vom Leibe gerissen würden bei jedem Schlag, den der Pflug tut. Und das meiste muß ja mit Hade und eiserer Stange gebrochen werden — ein bißchen Riesen ist auch hin und wieder

„Erforderlich! Ich brach Dynamit, wenn es auch gefährlicher ist als Pulver, es schlägt besser in den Grund rein!“ sagte er stolz.

„Wieviel ist hier jetzt in Kultur?“ fragte Belle.

„Mit Wiese und Garten fast zehn Tonnen; aber es soll mehr werden, ehe das Jahr um ist.“

„Und bei den zehn Tonnen sind zwei Familien zugrunde gegangen,“ sagte Karna, die heraustrat, um zu Tisch zu rufen.

„Ja, ja, Gott mach' es ihnen leicht, auf ihre Arbeit woll'n wir jetzt in die Höhe kommen! Die Gemeinde soll den Hof nach uns nicht wieder übernehmen.“ Lasse sagte das mit Selbstgefühl, so aufrecht hatte ihn Belle noch nie gesehen.

„Ganz froh kann ich nu doch immer dabei sein,“ fuhr Karna fort, „es ist als ob es Friedhofserde wär, die man bestellte. Der Erste, den die Gemeinde hier herauskriegte, soll sich ja aufgehängt haben, wie man sich erzählt.“

„Ja, er hatte eine Heidehütte da drüben, wo Du jetzt den Hollunderbaum siehst, die ist seitdem eingefallen. Ich freu mich man, daß es nich hier im Haus geschehen is.“ Lasse schudderte sich vor Unbehagen. „Die Leute sagen, er spukt, wenn seinen Nachfolgern was Schlimmes bevorsteht.“

(Fortsetzung folgt.)

In Arkansas.

Von Artur Hehe.

(Nachdruck verboten.)

In einer tollen Gewitternacht trabten unter strömendem Regen zwei dunkle Gestalten auf dem Bahnkörper der Southern-Pacific-Eisenbahn dahin. Drüben überm Mississippi war es, im Staate Missouri. Die beiden unterhielten sich deutsch. „Verflucht und zugenäht,“ schimpfte der eine, „ich bin schon vollständig durch. Warum wir Heupferde auf den Einfall kommen mußten, in die Hundehütte zu kriechen! In Cotton-Bin stauden ein paar hundert leere Güterwagen, in einem waren sogar Sägespäne, darin hätten wir schlafen können wie die Grafen. Nein, wir müssen partout in die verkaufte Niggerhütte, der Romantik wegen. Der Teufel hole die Romantik, wenn einem Nachts der Sturm das Dach abdeckt, daß es in die Bude regnet. Na, so was kann ja auch bloß uns passieren. Es ist uns ganz recht, daß wir jetzt hier in Matsch und Finsternis herumhuppen wie die Wasserflöhe. Ei, ei, aber uns gehts dreidig, Artur!“ Der Artur war ich und der mit den Wasserflößen mein Freund und Wetter Kurt.

Seine schlechte Laune war begreiflich. Das alte, verlassene Blockhaus im Walde hatte uns aber auch so gefallen. Wir hatten ein Feuerchen darin angezündet, als es Abend wurde, und beschloßen, für die Nacht da zu bleiben. Mit dem Gewitter hatten wir freilich nicht gerechnet. Gegen Mitternacht war plötzlich das Dach verschwunden und wir zwei gebadeten Mäuse mußten die Flucht ergreifen. Wir wußten, daß vor uns die Station Peppermint war, und eilten jetzt tiefend darauf zu.

Da suchte ein gelber Mliß auf, Kurt stieß einen Freudenschrei aus: „Du, vor uns ist was, ich glaube Peppermint!“ Wirklich tauchte ein schwarzes Ungetüm in der Dunkelheit auf. Ein Eisenbahnwagen auf einem Nebengleis stehend; juchhe, eine Arche Noach in dieser Sintflut! Er war verschlossen, aber wir verstanden den Kram, in einer Minute war er offen. Ich fühlte erst einmal, Kartoffeln waren drin, lose hineingeschüttet. Kurt machte es sich an der Tür bequem, ich legte mich etwas höher hinauf, mit dem Kopf an die Stirnwand des Wagens. Wenn man tagsüber 50 Kilometer gelaufen ist, schläft man auch in Hirschnasen Sachen wunderbar.

Lange konnte ich noch nicht geschlafen haben, als ich plötzlich eins vor den Kopf bekam. „Au, wer — —“ ich mußte mich erst befinden, wo ich war. Damit war ich noch nicht fertig, als ein gewaltiger Ruck kam, ich rutschte auf den rollenden Kartoffeln hinunter und auf meinen Kameraden. Der fuhr wie ein Wilder in die Höhe und bozte mich vor den Wagen. So ein Schafstopf! Er hatte wahrscheinlich von einer Kirmeiselei geträumt. „Was ist denn los? Bist Du es, Artur?“ „Schnell, mach die Tür auf, ich glaube, wir fahren!“ Er sprang hin und hantierte daran herum. „Du, es geht nicht, sie haben von draußen verschlossen.“ Das hatte gerade noch gefehlt. Ich versuche es auch, vergeblich, es war nichts zu machen, wir saßen in der Falle. „So, vielleicht fahren die uns nun bis nach Kanada. Hier haben wir eine feine Seligenheit, Kloßköpfer zu werden,“ sagte er, und legte sich wieder lang.

Der Wagen rollte mit zunehmender Geschwindigkeit dahin. Wir machten aus, daß nur einer schlafen solle, und der andere sich bemerkbar machen, wenn der Zug irgendwo hielt. Als es Tag wurde, fielen ein paar Lichtstrahlen in unser Gefängnis. Ich spähte hinaus, als ein anderer Zug vorüberfuhr: Nach Kairo stand daran. Wir fuhr in entgegengesetzter Richtung, also nach Süden zu, wo wir hergekommen waren. Solch ein Pech! Uns schienen heute alle Götter verlassen zu haben. Und das sollten wir noch viel mehr erfahren!

Fünf Stunden mochte unsere unfreiwillige Reise gedauert

haben, als der Zug endlich hielt. Wir donnerten natürlich an die Tür, daß der Wagen wackelte, und brüllten wie die Löwen. Ein junger Mann machte auf, wir fuhrn wie die Raben heraus und rannten davon, ohne auch nur „Guten Morgen“ gesagt zu haben. In Amerika gibts nämlich sechs Monate Arbeitshaus, wenn man als blinder Passagier auf Güterzügen erwischt wird. Daß wir in dem Wagen nur hatten schlafen wollen, hätte uns kein Mensch geglaubt.

Aber wo waren wir hier eigentlich? Hinter uns und an beiden Seiten war Wald. Vor uns waren fünf oder sechs Häuser und eine große Aneipe, dahinter einige Felder und dann wieder Wald — Wald. Ein kleines Mädchen kam gelaufen. Sie stieß einen Apfel als Fußball vor sich her. Sie gab uns Auskunft. Diese „Stadt“ da sei Anobel. „Und welcher Staat?“ Sie sah erst mich erstaunt an und dann wortwurfsvoll Kurt; der aß ihren Apfel. „Na, Arkansas natürlich, Hinterwald-Grasschaft!“ So sah es hier auch aus.

Schön, Arkansas, auch hier wurde schließlich Brot gebaden. Wir stiefelten nach Anobel hinein. Der Hunger meldete sich. Wir fochten einige Häuser ab und bekamen auch etwas, zum Sattessen war es freilich nicht.

Dann kam ein schmales Häuschen, in einem großen Garten versteckt. Für uns wäre es besser gewesen, es wäre diese Nacht niedergebrannt, oder in den Mississippi gerutscht. Wir beteten unsern Spruch: Ob wir nicht etwas zu essen bekommen könnten, wir wären willens, dafür zu arbeiten. Es war ein ältlicher langer Mann, der heraustrat. Sein Gesicht trug ganz den Typus eines alten Yankee, scharf geschnitten und bager, mit einer großen Palennase, dünnen Lippen und weißem Kinnbart. Die Oberlippe ausrafiert. Am wenigsten gefielen mir seine Augen. Sie waren grau und stechend scharf wie Messerflingen. Er würdigte uns keiner Antwort und ging wieder hinein.

Wir warteten eine Weile. Dann trollten wir uns. In dem Gartensaum war eine Lattentür. Kurt sah hinein und rief mich. Drin war ein großes Beet mit Sugarcoen, einer süßen Maisart, bepflanzt. „Soll ich ein paar holen, es macht auch ein Loch mit zu?“ Ich riet ab; denn vom Hause sahen einige Fenster in den Garten. „Ach, es geht sig, passe Du auf!“ sagte er und kroch neben der Tür durch, da war ein Loch. Ich behielt das Haus und den Weg im Auge, doch war mir ängstlich zumute.

Er hatte schon ein paar Lehren abgebrochen, als ein Fenster klirrte und eine Stimme rief: „Bist Du raus, aus dem Garten, verdammt Ströck; wart ich will Dir Weine machen!“ Kurt sprang sofort herüber.

Da, war das nicht ein Gewehrlauf, der aus dem Fenster sah? „Kurt, wirf Dich nieder, er schießt!“ schrie ich in Todesangst. Wie ein Schatten verschwand er im Gras, keine Sekunde zu früh, der Schuß trachte, die Schrotkörner schlugen in die Hede.

Der Alte war es. Er bog sich aus dem Fenster und zielte mit dem anderen Lauf auf meinen Cousin.

Der hatte sich hinter einen Busch gefauert und wagte sich nicht hervor. Wir jagten die Gedanken durch den Kopf; was tun? „Schießen Sie nicht, er geht ja raus!“ rief ich. Der weißbärtige Schürke lachte höhnisch und bemühte sich, Kurt vor das Rohr zu bekommen.

Da dachte ich an meinen Revolver. Ich riß ihn aus der Hüftentasche und schrie ihm zu, ich würde auf ihn schießen, wenn er nicht das Gewehr wegnähme.

Ein erneutes Lachen war die Antwort. Sollte ich? Es war ein Mensch! Aber mein Kamerad war mir mehr wert, ich hob die Waffe und schoß.

Sein Schuß trachte auch. Wir hatten beide nicht getroffen.

Mit zwei Sprüngen war jetzt Kurt herüber und kroch in das Loch. Ich bukte mich, ihm zu helfen, als es wieder knallte: der Alte stand im Garten und schoß aus einem Revolver, und zwar nach mir.

Ich stürzte sofort wütend nach der Lattentür und schoß drei — viermal aufs Geratewohl hindurch.

Der Alte brüllte zornig und kam auch hergesprungen. Im Hofe bestellte ein Hund, und ein junger Mann kam mit einer Axt. Hier wurde es gefährlich!

Kurt war jetzt durch und zog mich hastig mit fort. „Du hast den Alten getroffen, jetzt aber fort, wenn sie uns kriegen, knochen sie uns!“

Jetzt rannten wir. Wir wußten, es ging ums Leben! Ich beugte mich vor und preßte die Fäuste vor die Brust. All unsere Kraft konzentrierten wir auf die Beine; wir mußten einen Vorsprung gewinnen.

Kurt jagte in langen, gewaltigen Sätzen neben mir her. Häuser und Gärten flogen an uns vorüber, eine Ochsenfarre kam gefahren, der schwarze Rutscher startete uns verbündet an; wir huschten wie Phantome vorbei. Run kam eine Strahlenkreuzung, links ging's bergan nach der Bahn zu, rechts fiel der Weg steil ab.

„Rechts, Kurt, rechts!“ Wir sausten um die Ecke herum, Kurt sah rückwärts: „Schnell, sie kommen, Hundel!“ „Verflucht!“ Ich verdröppelte meine Schnelligkeit, in rasendem Laufe stürzten wir den Berg hinunter, jede Minute in Gefahr, in einem Loch den Hals zu brechen. Ein heißeres Gebell erreichte mein Ohr.

Jetzt waren wir unten, über eine kurze Brücke flogen wir wie flüchtende Hirsche. Aber nun bergauf! Mir wurde der Atem knapp. Das Blut drang mir zu Kopfe, vor den Augen flimmerte es. Der weitgeöffnete Mund leuchtete nach Luft, und das Herz

Höhle in raschen, schmerzenden Schlägen. Aber die Beine flogen vorwärts in rasender Geschwindigkeit. Das heulende Bellen der Hunde war dicht hinter uns. Vor uns war Wald, wenn wir nur den erreichen könnten!

Ich fühlte, ich lief langsamer. Eine rote Welle hob und senkte sich vor meinen Augen, in der Brust stach es, und die Schenkel herauf kroch eine Röhmung und widersetzte sich dem Willen, der sie gleichmäßig vorwärts schleudern wollte. Es ging zu Ende, vielleicht ein Herzs Schlag —

Ein Quentchen Atem raffte ich zusammen: „Aurt — halt!“ Er war mir einen Meter voraus, hatte den Kopf gesenkt, als wolle er ihn in die Erde bohren. Doch mußte er mich gehört haben, er wollte halten und stürzte nieder. Ich machte noch ein paar krampfhaftes Sätze, dann stand ich und taumelte hin und her. Aber nur jetzt keine Schwäche. Ich biß die Zähne zusammen, ein gurgelnder, pfeifender Laut kam mir aus der Kehle, und in den Ohren brauste es wie ein Wasser.

Ich schnappte noch einmal nach Luft, der Nebel verschwand vor meinen Augen, ein dunkler Körper kam auf mich zugehauft.

Kurt stand mit leuchtender Brust neben mir. „Lade — auf die Hunde,“ flüsterte er. Von unten herauf tönte gellendes Pfeifen und Geschrei; sie riefen die Hunde zurück.

(Schluß folgt.)

Die Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden.

II. Die historisch-ethnologische Abteilung.

Historische Studien und Sammlungen zerstören in der Regel absolute Begriffe von der Gegenwart. Sie zeigen uns das Verhältnis unserer Zeit zur Vergangenheit, und dabei gewahren wir oft, daß die Welt und all ihr Kleinram, ihre Fehler und Vorzüge gar nicht auf uns gewartet haben: was uns bewegt, erschüttert und empört, was uns erbaut, erheitert und belehrt, das war sicher alles schon einmal da. Einmal? Ach vielleicht sogar viele Male war es da, versank und entstand aufs neue. Und was wir erstreben, mit allen Fasern unseres Herzens ersehnen, mit Zähneknirschen erkämpfen — dahinter steht immer die kalte, nüchterne Erkenntnis: das alles ist schon viele, viele Male ersehnt, erkämpft und errungen worden, und doch ging die Zeit darüber hinweg, deckte all das Menschentum mit Vergessen zu und menschlicher Witz und Überwitz konnte wieder auf neue Auferstehung hoffen.

Zum Beispiel: schon das vorgegeschichtliche keltisch-germanische Weib, da der Mensch noch in Erdhöhlen und Bohngruben hauste, hat sich — geschnürt. Jahrtausende später: die Kreterin schnürt sich wieder und dekolliert sich noch über die Fußballgrenze herunter, dabei trägt sie schwere Volanttröde. Die griechische Frau trägt im fünften vorchristlichen Jahrhundert eine Brustbinde, die genau dieselben Schädigungen für den weiblichen Organismus gehabt haben wird, wie das Korsett, später trägt sie auch ein panzerartiges Korsett. Das Korsett taucht im europäischen Mittelalter wieder auf, hält sich über die Renaissance, und aus der Barockzeit ist sogar das schmiedeeiserne Korsett bekannt, das neben den Keuschheitsgürteln aus dieser Zeit ein sprechendes Dokument dafür ist, wie sehr doch die Kulturgeschichte der Menschheit einem Tanz auf des Messers Schneide ähnlich ist.

Nun liegt freilich dieses eine Kapitel, das ich hier des Beispiels halber herausgreife, mehr auf sexuellem denn auf hygienischem Gebiete. Atavistische Instinkte werden hierbei immer der jeweiligen Kulturform, auch wenn sie sich als Hygiene darstellt, ein Schnippchen schlagen, höchstens, daß die Hygiene, die Lehre von der Erhaltung und Pflege der menschlichen Gesundheit, diese Instinkte zu bändigen versucht; ein Problem, das bis heute noch nicht gelöst ist. Aber die Menschheit plagt sich seit ihren Frühtagen damit ab, und vielleicht ist es gar nicht das alte Babylon zuerst gewesen, das in seiner öffentlichen Gesundheitsfürsorge neben der Regelung des Abfuhr- und Latrinen- sowie des Bestattungswesens auch die Frage der sexuellen Hygiene bedachte; die Absonderung der Kranken war bekannt, das Badewesen ausgebildet und mit Reinigungsvorschriften bedacht, die Prüfung des Opfersfleisches vorgeschrieben und gesetzliche Ruhetage waren festgesetzt. Diese Vorbeugungsmaßregeln verdichteten sich schließlich später, so vor allem bei den vorchristlichen Juden zu religiösen Gesetzen, die sich auf die Nahrung (Verbot des Schweinefleisches u. a.) bezogen, die regelmäßige Waschungen zur Pflicht machten, auch den Geschlechtsverkehr reglementierten und in der Weisheit gipfelten, der menschliche Leib sei ein reinzuhaltendes Gefäß. Der Ruhetag bildete sich zum Sabbat aus, der Geltung für die ganze Welt erlangte, bis auf den heutigen Tag; den Priestern ward die Ausschau zur Pflicht gemacht und die Totenbestattung wurde mit hygienischen Erkenntnissen in Einklang gebracht. Mehr von religiösen Anschauungen wurde bei den Ägyptern des Bestattungswesens bestimmt; die Ausstellung läßt uns hier wertvolle Einblicke tun, sie zeigt uns aber auch, daß die Ägypter Ursache hatten, auf hygienische Maßregeln zu fassen, denn am Nil war schon vor Jahrtausenden ein schweres Knochenleiden bei den Erbauern epidemisch und auch die kleine Welt der Krankheitserreger, der Bazillen, übte damals schon ihre Verheerungen im Volke,

Die griechisch-römische Kulturepoche ist für uns auch in der Hygiene die klassische Vergangenheit, wohl hauptsächlich darum, weil wir von diesen Kulturen in unserer tausendjährigen Geschichte Nord- und Mitteleuropas mehr übernommen haben, als von denen der mesopotamischen Länder und Zeiten, die uns erst seit einigen Jahrzehnten durch die neueren Ausgrabungen wieder deutlich werden. So wie aber die griechische Kultur von Kleinasien herübergepflanzt und genährt worden ist, so sind die Länder am Nigrit und Euphrat und das Land am Nil doch auch geschichtliche Vorbedingung für uns und gerade auf hygienischem Gebiete lassen sich manche direkte Linien ziehen, zum Beispiel in der Chirurgie und auch in der Heilmittellehre, die später, sicher nur auf Grund uralter Ueberlieferungen die Araber wissenschaftlich ausbauen konnten. Der Orient ist für den Ursprung aller Kultur.

Die Pflege der Gesundheit geht im alten Griechenland vom ganz modernen anmutenden Grundgedanken aus: von der Pflege des Körpers. Um das Badewesen spinn sich ein Kultus, schon bei den Kretern, dann auch bei den Griechen. In den Palästen, den Ringschulen und den Gymnasien, den Turnplätzen ward vollendetes Körperkultur getrieben, die uns noch heute vorbildlich ist und die sicher mehr vorbeugend gegen Krankheiten wirkte als Sanalogen, Hämoglobin und sonstige moderne Gesundheitsfabrikate. Es müssen auch riesenhafte Mittel für diese öffentlichen Anlagen bereit gestellt worden sein; wenn man das Modell der Wasserleitung des Peisistratos in Athen betrachtet, so meint man fast, unsere modernen Ingenieurleistungen auf diesem Gebiete könnten nicht dagegen auskommen. Dasselbe gilt von den Thermen des Caracallas in Rom oder dem riesigen Aequadukt Justinians, der eine Wasserleitung über ein tiefes Tal führte. Auch sonst sind wir den Griechen wenig voraus: sie hatten schon die Nahrungsmittelkontrolle, die sich auf Öl und Wein bezog, hatten Vorschriften für den Arzneimitteltransport und ihre chirurgischen Instrumente, von denen man einige Typen nach alten Mustern neu hergestellt hat, entsprechen fast vollkommen den modernen Anforderungen der Chirurgen, können also fast mit denen unserer Zeit verwechselt werden. Die Griechen hatten Heilstätten mit Riegehallen ebenso wie wir, die wir das zu den Ertragschaften der letzten Jahrzehnte zählen, hatten eine wohlorganisierte Verwundetenfürsorge. In der Kinderpflege sind wir ihnen kaum voraus, und die barbarische Art, die Kindlein mit Bindeln und Wickeln zu bandagieren, war auch bei den Griechen schon gebräuchlich: sie hatten auch schon Saugflaschen. Die Straßenreinigung und Straßenentwässerung war wie bei den Griechen und auch bei den Römern nicht vernachlässigt, und in einem Winkel der ausgegrabenen Stadtmauer vom Nilet, einer griechischen Kolonialstadt, ist ganz nach modernem Muster dem Sinne nach zu lesen: Die Verunreinigung dieses Ortes ist polizeilich verboten. — Aber freilich, auch die Gegenseite fehlte nicht: ehe in Griechenland und Rom die kahlgeschorenen Köpfe Eitelkeiten, ließen sich die Männer umständlich frisieren, bei der weiblichen Frisur war aber auch eine regelmäßige Haarreinigung Bedingung. Die Tätowierung war in der frühesten Zeit Griechenlands allgemein, erhielt sich später aber nur bei den Thakariern. Das Schminken und Bemalen des Antlitzes aber blieb bei den Griechinnen und Römerinnen immer Gebrauch. Die Toiletten waren, trotz ihrer scheinbaren Einfachheit komplizierter als heute; der Luxus war nur bei der Sklavenwirtschaft denkbar, hielt sich doch eine jede römische Frau von Stand ihre eigene Zahnputzerin. Und aber auch den künstlichen Zahnersatz hatte man bereits.

Das alles war schon in der Entwicklung vollendet, als die Völker nördlich der Alpen noch im Zustande der primitiven, ja prähistorischen Menschen lebten. Durch die römischen Invasionen und durch spätere politische Verbindung Deutschlands mit Rom unter den Hohenstaufen vermischte sich römisches und germanisches Wesen, und langsam verband sich der von der Hütte ausgehende Holzbau mit dem Steinbau: aber der Steinbau war immer noch nur Herrensitz, Truhburg, nur selten städtisches Bürgerhaus. Aber das römische Vorbild ließ hier wenigstens andeutungsweise Nachahmungen hygienischer Einrichtungen entstehen, ja, die römischen Hypokausten, die Heizanlagen unter dem Steinfußboden, wurden fast genau nachgeahmt; in der Marienburg zum Beispiel sind sie heute noch zu sehen. In ähnlicher Weise richtete man nach römischem Vorbild die Wasserverforgung und die Abfallbeseitigung ein. In einem Ordensschloß ist für die Klosettanlage ein eigener, etwas entfernter Turm gebaut, der mit dem Schloß durch einen auf überwölbten Pfeilern ruhenden Gang verbunden war; die Wasserpflung freilich mußte der Bach besorgen, der unten floss. Wo man sich solchen Bauluxus nicht leisten konnte, lebte man die verschwiegenen Dörfer einfach wie Schwalbennester an die Mauer, und Dürer hat in seinen Städtebildern, zum Beispiel in dem Stich mit dem lesenden Antonius im Vordergrund mit geradezu innigem Behagen diese Schwalbennester mit den malerischen Verzierungen der Mauer darunter dargestellt. Uebrigens findet man diese Art von eckartigen Abritten in den älteren Häuserarten ganz Deutschlands heute noch. Schlamm war es in den alten, dicht bebauten Städten, wo diese Schwalbennester entweder direkt auf die Straße oder in enge Schlupfwinkel zwischen den Häusern „mündeten“, und noch heute erhalten ist aus jener Zeit eine Ratsverordnung, die gebot, nicht in den Bach zu . . . weil diese Woche Bier gebraut werden solle.

In seltsamen Gegensatz hierzu stand die allgemeine Vorliebe

für das Bad, das gemeinschaftliche Bad beider Geschlechter im Stadtweier am hellen Tage oder in den städtischen Badestuben. Es begann um jene Zeit, in Verbindung mit dem Beruf des Wadens, der Beruf des Arztes sich zu befestigen und in einer unübersehbaren Fülle zeigt nun die Ausstellung hier alte medizinische Literatur, alte Bilder von dem Kurwesen in den Bädern, dessen wichtigste Hilfsmittel das Aderlassen und Schröpfen und das Behandeln mit allerhand sonderbaren oder nach unseren Begriffen gräulichen Arzneien waren.

Gegen die fürchterlichen Volksseuchen des Mittelalters waren freilich die Aerzte jener Zeit machtlos; schließlich nahm seine Zuflucht zu religiösen Vorschriften, wie sie das 3. Buch Moses gibt; man sonderte die Kranken ab, und man begriff langsam, wie dadurch der Verbreitung der Volksseuchen, namentlich des Aussatzes und der Pest, Einhalt getan werden könne. Es entstanden die ersten Krankenhäuser, die Hospitale; wie sehr die Verhältnisse zu rationellen Maßregeln zwangen, lehren die Denkmünzen aus jener Zeit, die zur Erinnerung an Pest-, Hungers-, Feuers-, Wassernot, Feuerung, Mäusenot, Heuschreckenplage geprägt wurden.

In einem besonderen Teile der Ausstellung können wir dann studieren, wie all diese von Not und Zwang erzeugten Einrichtungen vom 16. Jahrhundert an austreiben. Langsam, langsam freilich; in den Krankenhäusern steck man noch zwei und drei Kranke in ein Bett, und statt des Fortschrittes geht es stellenweise rückwärts. Etträglich weitläufig gebaute Städte verdichten sich, indem die großen Hinterhöfe und Gärten bebaut werden, die Häuser werden höher und die schmalen Gassen deshalb dunkler. Noch immer ist die Heizung der Wohnungen eine Seltenheit; selbst im weiten Dresdener Residenzschloß waren nur sehr wenige Räume heizbar. Statt systematischer Verbesserung der Abortanlagen kamen die Nachtstühle auf, die oft äußerlich als Luxusmöbel ausgebildet wurden; Friedrich II. hatte einen solchen in Gebrauch. Mit der Schlafgelegenheit stand es nicht anders. Aus dem Moritzburger Schlosse ist ein Bücherschrank da, aber die Bücher sind nur kaschirt und die ganze Vorderseite läßt sich herunterklappen, und sie ergibt dann ein Bett; ein hochnobler Vorkäuser der Berliner Schlafkiste, die bei Tage Küchentisch ist. Mit der Kanalisation begann man, aber es fehlten die technischen Erfahrungen, und so blieb ihr Nutzen gewöhnlich aus.

Hier hat nun die Ausstellung eine geradezu beängstigende Fülle, so daß ich mir verjagen muß, noch weiter in der Detailschilderung zu gehen; ich werde in den folgenden Artikeln noch einiges hiervon aufgreifen. Auch die ethnologische Unterabteilung kann hier nicht im speziellen besprochen werden; es sei deshalb nur angedeutet, was sie enthält.

Sie führt uns zunächst in den Kulturkreis des Islams und zeigt dessen wohlausgebildete und auch für Europa in vielfacher Beziehung vorbildlich hygienische Einrichtungen. Andere Abteilungen führen das vor, was Indien und Hinterindien, Ostasien in hygienischer Beziehung an Anschauungsbeispielen bieten können. Dann stoßen wir auf die Kulturwelt Altamerikas, von der wir immer noch verhältnismäßig wenig wissen, trotzdem sie vielleicht ebenso reich ist wie die Antike unserer Hemisphäre. Und schließlich lernen wir von den Jäger-, Fischer- und Nomadenvölkern Asiens, Afrikas und Amerikas und von den Polarvölkern, von Volksstämmen auf Ceylon, auf Malakka, auf Celebes, auf Sumatra, auf den Andamanen und Philippinen, aus Australien, von den Zwerg-rassen Afrikas kennen, was primitiver Zustand, Wildheit, vielleicht Armenjochentum bedeutet. Manchmal wollte es mir scheinen, als wenn die Zivilisation ein zweischneidiges Schwert ist, als wenn sie in vielen natürlichen Dingen dem Menschen mehr nimmt als gibt. Manchmal aber faßt dem nachdenklichen Beschauer auch das Grausen vor dem Abgrund, aus dem die Menschheit emporsteigen mußte, um der Tierheit dumpfe Schranke zu überwinden und über die Welt, ihre Welt, herrschen zu können.

Sugo Hillig.

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Wasserkäferlarven und fleischfressende Pflanzen. Auf die auffallende Uebereinstimmung, die zwischen den fleischfressenden Pflanzen und den Larven verschiedener Arten von Wasserinsekten hinsichtlich ihrer Verdauungstätigkeit besteht, macht Dr. A. Koelsch im neuesten Heft des „Kosmos“ aufmerksam. Die fleischfressenden Pflanzen überhäufen bekanntlich Insekten, die an ihren Blättern hängen geblieben oder in ihre Verdauungsschläuche hineingeraten sind, mit einer Flüssigkeit, die wie tierischer Magenast wirkt. Dieser verdauende Saft führt die komplizierten Eiweißverbindungen des Tierkörpers zunächst in einfachere Eiweißsubstanzen über und zerlegt diese wieder so, daß sie ohne weiteres in den pflanzlichen Stoffwechsel übernommen werden können. Die Verdauung des Fleisches findet also außerhalb des Pflanzenkörpers statt. Erst wenn die Nahrung vollständig präpariert und verflüssigt ist, wird sie durch Saughaare in den Stoffwechselkreislauf des Fleischfressers übergeleitet. — Eine ähnliche Anbahnstellung, wie diese Kräuter im Pflanzenreich, nehmen nun seltsamerweise im Tierreich die Larven

einiger Wasserkäfer ein. Es gehören hierher die Angehörigen der Gattungen Dytiscus, Hydrophilus und Hystrobius. Die Jugendformen dieser Insekten leben im Wasser und sind als sehr gefräßige Räuber bekannt. Vom kleinsten Wurm und Krebs bis zum Jungfisch und zur Kaulquappe ist vor ihrer Beizzeit nichts sicher. Im Gegensatz zu anderen Wasserinsekten und zu zahllosen Landformen, die von fleischnahrung leben, saugen sie jedoch ihr Opfer nicht einfach aus, sondern arbeiten es so gründlich auf, daß etwa von einem Krebschen nichts übrig bleibt als der Chitinpanzer. Es ist noch gar nicht so lange her, seit man weiß, wie sich die Auflösungsprozesse der fleischigen Teile des Beutetieres vollziehen. Wenn man ganz kurz sein wollte, könnte man einfach sagen: die Verdauung spielt sich wie bei den insektenfressenden Pflanzen ab. Sobald nämlich die Larve eines der genannten Käfer die Beute mit den Hakenzähnen ihres Oberkieferapparates gefaßt hat, spritzt sie eine schwarzgefärbte Flüssigkeit in den Leib des Opfers. Wie die Untersuchung ergab, wird dieser Saft im Magen des Räubers erzeugt und in dem Augenblick, in dem die Beute geschlagen wird, durch Würgbewegungen in die ausgehöhlten Hakenzähne erbrochen. Von hier fliehet er dann tropfenweise in den Leib des Opfers hinein. Zwei Dinge sind dabei merkwürdig: erstens, daß auch bei den Wasserkäferlarven die Verdauung außerhalb des Körpers geschieht; zweitens, daß zur Nahrungsaufnahme nicht die Mundöffnung dient, sondern das Kanalsystem der Oberkieferzähne, durch das wenige Minuten vorher der verdauende Saft sich in den Leib des Opfers ergossen hat.

Astronomisches.

Der große rote Fleck des Jupiter. Der größte der Planeten, der jetzt jeden Abend prächtig am südlichen Himmel erscheint und später bis zum September der Abendstern werden wird, bietet sich jetzt der Beobachtung der Astronomen besonders günstig dar. Er wird noch einige Zeit die ganze Nacht hindurch zu verfolgen sein. Dies Gestirn, das die Erde an Umfang 1300mal und an Masse 310mal übertrifft, ist von einer ganz eigentümlichen Atmosphäre umgeben, in der sich zwar große Umwälzungen vollziehen, aber doch bestimmte Zonen dem Äquator parallel verlaufend zu unterscheiden sind. Außerdem machen sich Flecken bemerkbar, die zum Teil eine auffällige Dauer besitzen. Unter ihnen ist der berühmteste und beständige der sogenannte große rote Fleck, der sich zwischen dem 25. und 30. Breitengrad der südlichen Jupiterhalbkugel in einer Länge von etwa 42 000 und einer Breite von 15 000 Kilometer ausdehnt. Auf die Erde übertragen, würde dieser Fleck also mehr als einmal um den ganzen Umfang unseres Weltkörpers herumreichen und ihn fast ganz einhüllen. Man würde glauben dürfen, daß dieser Fleck ein Loch in der Atmosphäre des Jupiter bedeutet, durch das man auf seine eigentliche Oberfläche hindurchsieht. Dem widerspricht aber der Umstand, daß die Bewegung des Fleckens mit der Achsenumdrehung des ganzen Planeten nicht ganz gleichförmig erfolgt. Man müßte also zum mindesten annehmen, daß dies Loch in der Atmosphäre, dessen Bestand überhaupt schwer zu erklären wäre, sich im Lauf der Zeit verschiebt. Der bekannte Astronom Antoniadi hat in der Zeitschrift „Astronomie“ die Meinung geäußert, dieser rote Fleck sei das erste, noch in der Bildung begriffene Festland, das auf der sonst noch flüssigen Oberfläche des Jupiter sich ausgeschieden habe. Wahrscheinlich schwammen auch die ersten Festländer der Erde auf einer feurig flüssigen Masse.

Technisches.

Kinematographische Röntgenbilder. Ein Ideal für die Erforschung des Menscheninnern wäre die Herstellung kinematographischer Photographien der einzelnen Organe, weil dadurch ihre Bewegungen in gesundem und krankhaft beeinträchtigtem Zustand dem Auge sichtbar gemacht werden könnten. Auf dies Ziel hat sich daher das Interesse der Aerzte und der mit ihnen verbündeten Physiker und Techniker beizeiten gerichtet. Es sind daher auch schon etwas mehr als zehn Jahre darüber vergangen, seit zum ersten Male Dr. Carvalho im Institut Marey in Paris solche Aufnahmen ausführte, zunächst freilich nur an Tieren. Durch diese Bilder wurden die Schluckbewegungen und die Bewegungen des Magens und der Därme an Fröschen und einigen anderen Tieren enthüllt. Die Schwierigkeit des Verfahrens beruhte darauf, daß gute Röntgenbilder nicht in so kurzer Zeit zu erhalten sind wie gewöhnliche Photographien. Für eine kinematographische Herstellung wird eine Geschwindigkeit von wenigstens 16 Aufnahmen in der Sekunde für nötig gehalten, und das ist in der Radiographie nicht leicht zu erreichen. Nach einem zusammenfassenden Bericht im „Lancet“ hat jetzt Prof. Stirling eine Verbesserung eingeführt, die vielleicht zu einem großen Fortschritt leiten wird. Dabei wird ein Apparat mit hoher Spannung und ein besonderer Unterbrecher benutzt, der so arbeitet, daß die Röntgenstrahlen nur während der Zeit der Aufnahmen wirken, dazwischen aber unterbrochen werden. Außerdem bediente der Forscher sich einer Quarzlinse und eines Schirms, auf den die Bilder geworfen wurden. Auch dieser Schirm war nicht von der gewöhnlichen Art, sondern von eigener Erfindung. Auf diesem Wege konnten bequem sechzehn Aufnahmen in der Sekunde erzielt werden. Außer an Fröschen wurde der Apparat an Affen erprobt, bei denen die Bewegungen des Herzens, des Zwerchfells, des Magens, der Gedärme und anderer Organe sichtbar erhalten wurden.